

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 108. Bromberg, den 11. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(9. Fortsetzung.)

So handelt ein Gauner, nicht er! Die Ehescheidung würde ausgesprochen werden, sechs Monate später in Kraft treten, und die arme hilflose Frau säße gestrandet da, mit gebrochenem Herzen und zerbrochen für ihr Leben. Diana würde an ihrer Seite weilen und gegen ihn giftige und berechtigte Schmähungen ausstoßen, die würden ihn auch in den abgelegensten Weiten noch erreichen, in den finstersten Winkeln, wohin er sich auch verkriechen würde.

Gestehen? Sich ergeben? Vielleicht war das noch die mutigste Lösung.

„Ich muß es tun", rief er laut begeistert. Dann aber packte ihn ganz gemeine Angst.

Wie kam er nur auf solche Gedanken? Ein öffentliches Bekenntnis vor aller Welt wäre unerhört, dazu fühlte er sich nicht fähig. Es würde Zuchthaus bedeuten. Bisher hatte er sich noch nie vergegenwärtigt, was für ein Erzverbrechen er in den Augen des Gesetzes begangen hatte. Eine ganze Sammlung von Verbrechen: Aneigung eines fremden Namens, Vorspiegelung falscher Tatsachen, falsche Todesmeldung, Vernichtung eines Testamentes, betrügerische Aneignung eines Vermögens. Die juristischen Bezeichnungen all dieser Vergehen waren ihm nicht bekannt, doch daß es verruchte Vergehen, ja Verbrechen waren, darüber bestand kein Zweifel. Ein Bekenntnis würde keinem nützen.

Er konnte zu ihr hingehen und sich ihrer Gnade ausliefern. Würde sie das Geheimnis bewahren, so würde die Scheidung durchgehen, und sie würden Freunde bleiben. Sie wäre frei und könnte einen anderen heiraten. Doch was würde werden, verriete sie durch Unvorsichtigkeit das Geheimnis?

Die Nachricht seines Betruges wäre in wenigen Tagen in ganz London verbreitet. Es würde in allen Zeitungen stehen. Die Polizei würde es sich nicht entgehen lassen, und sein nächster Aufenthaltsort wäre Dartmoor.

Natürlich konnte er sich einen Revolver kaufen und sich erschießen. Das wäre eine gründliche Lösung. Und es schien fast die einzige. Aber so sehr ihm auch mitgespielt worden war, Andy hatte von jeher am Leben gehangen. Er liebte das Leben und konnte doch nicht lassen, was er liebte. Das kam also nicht in Frage. Aber was um Himmels Willen sollte er nun unternehmen?

Der einzig anständige Weg blieb das Geständnis. Wann am besten?

Mitten in seinen Wirrwarr und seine Unentschlossenheit platzte Diana hinein.

„Ich habe soeben angeläutet. Sie hat von neuem Fieber bekommen. Es ist zu schrecklich. Die Oberin schiebt es auf deinen Besuch!"

„Das tut mir sehr leid, ich bemühte mich, so ruhig zu sein, wie ich nur konnte."

„Vielleicht gerade darum", sagte Diana und brannte sich eine Zigarette an. „Als ich sie verließ, machte sie sich ernstliche Sorgen, ob du sie liebst."

„Ich meine, ich hätte ihr Beweise genug gegeben", sagte Andy.

Sie machte eine leichte, ausdrucksvolle Bewegung mit der Hand, die die Zigarette hielt und sah in das Feuer.

„Das dürfte wohl so sein. Und ich denke, sie hat es dir ebenso bewiesen. Aber du bist stets der langweiligste Liebhaber gewesen, der mir je begegnet ist. Du weißt oder solltest es wenigstens wissen, daß mir deine unnatürliche Romantik immer fremd gewesen ist. Als sie sich mit Horatio verheiratete, war ich glücklich. Er schien mir der richtige Mann für sie."

Andy unterbrach sie.

„Auch als er sie mißhandelte?"

„Das geht mich nichts an. Er war verrückt nach ihr. Dann kamst du. Zuerst meinte ich, es sei ein Sturm im Wasserglas."

Andy erhob sich und blickte sie finster an.

„Und was meintest du, war es später?"

Sie antwortete ihm mit einem harten Ausdruck in den Augen:

„Das werde ich nicht sagen."

„Also nicht! Ich kann dich viel besser leiden, Diana, als du mich. — Aber wenn du mich beleidigst, weise ich ich dir die Tür."

Sie warf ihre Zigarette ins Feuer, erhob sich und sah ihn sprachlos an.

„Mir die Tür weisen?"

„Jawohl."

Solange er Hermann werde zu verkörpern haben, würde er sich von jeder Frau als Feigling behandeln lassen müssen. Er hatte seine Rolle ganz vergessen. Plötzlich erinnerte er sich. Er lachte laut auf und legte beide Hände auf ihre Schultern.

„Setz dich, meine Liebe. Du kannst das nicht verstehen. Was du vom Leben verlangst, und was Muriel verlangt, das sind zwei vollkommen verschiedene Dinge."

Nachgebend setzte sie sich, sah ihn jedoch herausfordernd an.

„Was zerrst du mich da hinein?"

„Du hast dich selbst hineingezogen. Jede Frau ist je nach dem Grad ihres Gefühles zu beurteilen."

„Was für ein Gefühl ist schon nötig, um die Zehe in ein Bad zu stecken und zu merken, daß es heiß oder lau ist?"

„Ich weiß nicht recht, wann du Gelegenheit hattest, die Zehe in unser Bad zu stecken?" fragte er scherzend, „überdies kannst du dir Anschuldigungen sparen, die von falschen Voraussetzungen ausgehen."

„Manches Mal hasse ich dich", sagte Diana.

„Besonders während der letzten paar Tage."

Sie sah ihn groß an. „Wie kommst du darauf?"

„Diese Frage beantwortest du dir besser selbst, meine Liebe."

„Immerhin", setzte er nach einer Pause fort, „ziehe ich es immer noch vor, wenn ein Mann gehaßt wird, als wenn man ihm Verachtung entgegenbringt."

Sie sah auf die Uhr und erhob sich.

„Ich muß gehen und mich umziehen. Ich esse auswärts. Ich weiß nicht, was seit kurzem in dich gefahren ist. Du bist ganz anders als sonst. Ich habe mich so sehr bemüht, dir Freund zu sein."

„Ich hoffe", sagte Andy und nahm ihre beiden Hände in die seinen, „daß dir das mit jedem Tag leichter fallen wird."

Sobald sie gegangen war, wurde ihm klar, daß das Wortgefecht nicht sehr überzeugend gewesen war. Hermann hätte eine durchaus andere Art des Kampfes angewandt. Er hätte ihrem Angriff gänzlich verständnislos gegenüber gestanden und wäre ihm mit trockenem Hohn, ja verletzender Grobheit begegnet. Er zweifelte, ob sie den richtigen Hermann überhaupt angegriffen hätte. Er, Andy, hatte sie gesagt, sei jetzt so ganz anders als sonst!

Andy aß allein und ging in eine Revue. Wenngleich er sich einsam fühlte, verbrachte er doch einen ganz erträglichen Abend.

Der nächste Tag zeichnete sich durch mannigfaltige Begebenheiten aus. Erstens kam ein Brief von Edgar Frey, der ihn dringend aufforderte, nach London zurückzukehren, um beides, die Scheidungsangelegenheit und auch den Verkauf von Newstead-Park, mit ihm zu besprechen.

Dann erfuhr er in dem Krankenhaus, als er Trauben hinbrachte, daß Missis Flower nicht wohl genug sei, um ihn zu empfangen. Er müsse zwei bis drei Tage warten, bis dahin hofften sie, würde sie wieder kräftig genug sein. Oh, es bestand keine Gefahr mehr, versicherte lächelnd die Oberin, doch die geringste Aufregung würde die Gesundung verzögern.

Er ging erleichtert fort. Er hatte sich sein schreckliches Geständnis auf die zweite Unterredung aufgespart. Wenn er dem Wunsche Freys nachkam, war mit etwas geschicktem Verhalten vielleicht ein weiteres Zusammentreffen hinauszuschieben. Er hätte Muße, nachzudenken und einen Ausweg aus dieser Sackgasse zu finden. Denn es mußte einen Ausweg geben, bis jetzt ihm noch unbekannt, aber er wird ihn schon entdecken. Eine Woche Ruhe war eine Gabe Gottes in solch gehetztem Leben. Muriel war nicht in ernster Gefahr. Kein Zweifel, sie wird wieder gesund. Seine Abwesenheit war besser für sie als seine Gegenwart.

Er konnte mit bestem Gewissen gehen. Es wird schon alles wieder in Ordnung kommen. Andy war ein unverbesserlicher Optimist.

Der Morgen war klar und heiter. Die Sonne schaute dann und wann schon ganz mild aus kleinen Fetzen blauen Himmels heraus. Paris lachte ihn an, und er lachte zurück. Er fühlte einen gesunden Hunger. Wie hieß das altmodische Restaurant, wo er früher immer zu speisen pflegte, mit seinem weltberühmten Weinkeller? Voisin! Er gab dem Chauffeur die Adresse.

Es lag noch in der alten Straße im Herzen von Paris. Wie gut er sich daran erinnerte! Er schickte den Wagen fort. Zurück wollte er zu Fuß. Das schlechte Wetter der vergangenen Tage hatte ihn jeder Köperbewegung beraubt.

Er frühstückte gut. Das Lokal war genau so schäbig und genau so behaglich wie immer. Andy war glücklich. Er mußte zu einem Entschluß kommen. Über einer Zigarre und einem alten Brandy faßte er ihn. Heute noch mußte er nach London abfahren, mit irgendeinem Nachtschiff nach Le Havre. Er mußte Bronson telegraphieren. Er hatte einen hervorragenden Einfall. Er wollte hinzufügen: „Unter keinen Umständen irgendeinem Menschen meine Rückkunft mitteilen!" Das würde ihm wenigstens den überängstlichen Selous vom Hals halten. Andy haßte Selous und sein Stetoskop, die klopfenden Finger und die wohlwollenden Fragen. So war er in London und dennoch Dr. Selous auf wunderbare Art entronnen. Zudem glaubten ihn alle seine unbekannten Bekannten in Paris. Sie sollten ruhig in diesem Glauben glücklich werden! Er mußte mit dem Anwalt über die Scheidungsangelegenheit verhandeln. Dann noch über Newstead und einen möglichen Käufer. Er vergegenwärtigte sich zum erstenmal, daß man einen Landsitz mit Büchern, Bildern, Schriftstücken und anderen eigentümlichen Gegenständen nicht so ohne weiteres abgeben konnte. Die Möbel, Bücher und Bilder bekümmerten ihn wenig, doch ihm fielen auf einmal etwa vorhandene Dokumente ein. Er mußte unbedingt hinfahren und die verschlossenen Laden und Schränke durchsehen. Gott weiß, was dort vergraben lag. Womöglich irgendwelche bloßstellenden Papiere. Der Hermann in der Öffentlichkeit und der Hermann daheim waren zwei ganz verschiedene Menschen. Andy entsann sich des schmutzigen anonymen Briefes, den er in das Feuer geworfen hatte. Dann diese Cora Blenkinsop. Und auf einer weit höheren Ebene natürlich Muriel. Vorsicht und Vernunft trieben ihn nach Newstead.

Andy zahlte die Rechnung und ging in den blassen Sonnenschein, in die klare Dezemberluft. Es war gut, für sich zu sein mit Geld in den Taschen, gut, mit federndem Schritt an den Fußgängern vorbeizuschreiten und das Paris der Jugendtage wiederzufinden. Er wanderte auf gut Glück und kam ostwärts nach dem großen Boulevard. In den Champs Elysées fühlte er sich verloren. Das war ein neues, verwirrendes Paris. Hier aber war der Boulevard Montmartre, wohl auch verändert, zum Teil grauer, zum Teil auch wieder leuchtender, mit seinen neuen Gebäuden und seinen alten Erinnerungen, die immer noch um die alten Kioske und die bunten Säulen wehten. Und die Bäume, die eleganten dahineilenden Mädchen, die ernst dreinschauenden Männer mit Papierrollen oder Ledertaschen unter dem Arm. Und da war der alte vertraute Geruch, ein Geruch der sich nicht beschreiben läßt, der Geruch von Paris. Vielleicht war er berauscht, als er so umherging.

Dann geschah plötzlich etwas ganz Unerwartetes.

Ein heruntergekommener Mann verkaufte Äffchen auf dem Fußweg, Uhrwerkaffen. Wenn sie aufgezogen waren kratzten sie sich, zwinkerten mit den Augen und fingen naturgetreu Flöhe. Andy sah sie eine Minute belustigt an. Der Mann holte einen neuen Affen aus seiner Schachtel.

„Fünf Francs, Monsieur!"

Der Verkäufer war ein untersetzter kleiner Mann mit einem Busch weißer Haare unter seinem alten steifen Filzhut.

„Fünf Francs, Monsieur!" Ihre Augen begegneten einander.

„Himmel, Andy, Andy Drake!"

„Tonio, großer Gott!" schrie Andy.

8

„Du siehst so geschwollen vornehm aus, daß ich mir nicht denken konnte, du könntest es sein", sagte der kleine Mann.

„Mir geht es gut", sagte Andy, „doch dir scheint es weniger gut zu gehen, was in Teufels Namen machst du hier?"

„Affen verkaufen."

„Großer Gott, warum?"

Der kleine weißhaarige Mann hielt ihm ein paar rauhe, mißgestaltete Hände hin.

„Der Rheumatismus! Wie kann ich damit Kartenkunststücke machen? Und sie werden und werden nicht besser!"

„So weit es in meiner Macht liegt, wirst du keine Affen mehr verkaufen müssen", sagte Andy.

Einen amerikanischen Bekannten verleugnen und vor ihm im Theater davonzulaufen, war geradezu eine Vorsichtsmaßregel gewesen, sich aber vor Antonio Gaffarelli zu verleugnen, war einfach undenkbar. Noch vor einigen Jahren, in der Zeit seiner größten Not, war Antonio wie ein Bruder zu ihm gewesen. Er hatte ihn während einer schweren Lungenentzündung gepflegt, hatte ihm Geld geliehen, hatte eine Stellung ausgeschlagen, um für ihn sorgen zu können. Tonio selbst sah in ihm seinen Busenfreund, fast einen Halbgott. Es war noch gar nicht so lange her, daß Andy glücklich gewesen war für die Ruhe, Wärme und Behaglichkeit in Tonios kleiner gemütlichen Wohnung in Greenwich. Damals war Tonio ein berühmter Zauberer und verdiente viel Geld in Varietévorstellungen. Andy hatte viele Jahre nichts von ihm gehört. Und nun diese herzzerreißende Begegnung!

Der Himmel war klar, die Straße trocken, und ein eisiger Wind fegte den Boulevard entlang. Der warm gekleidete Andy fröstelte. Der kleine Mann, der nichts als eine dünne Jacke über einem schmutzigen weißen Sweater trug, war blau vor Kälte. Seine Hosen waren unten mit dickem Kot bespritzt, und sein Schuhwerk sah bemitleidenswert aus.

„Gehen wir irgendwohin, damit wir uns aussprechen können", sagte Andy und sah sich um.

Tonio schüttelte seinen roten Zeigefinger. „Nein, nein, Andy, wir fallen zu sehr auf."

Es war wahr. Tonio mit seinem buschigen weißen Haar, eingerahmt von einem schäbigen Hut, der ein oder

zwei Nummern zu klein war, gab eine komische Figur ab. Und das Paar zusammen, der elegant gekleidete, unverkennbare Engländer und der alte italienische Sonderling in vertrauter Unterhaltung waren eine Zielscheibe für die neugierigen Blicke aller Vorübergehenden. Einige Leute sammelten sich um die Schachteln mit den Affen. Andy hielt eine Taxe an.

„Steig ein, wir können in meinem Hotel weiterreden."

Doch Tonio wollte nichts davon wissen. „Nein, nein. Gib mir deine Adresse, und ich werde an dich schreiben."

Andy griff in seine Tasche, in der der Rest der Tausend-Francs-Note lag, die er bei der Bezahlung des Mittagessens gewechselt hatte, und steckte ihm das Geld in die Hand.

„Wenn du es für besser hältst, dann laß den Kram hier stehen, kaufe dir einen annehmbaren Rock, leiste dir einen Wagen in das Plaza-Athéné. Du wirst doch kommen?"

Die Mundwinkel des kleinen Mannes verzogen sich, und die Augen flackerten trübe.

„Ich komme. Soll man dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen?"

Andy zog seine Brieftasche. „Hier ist meine Karte. Ja, das ist mein wirklicher Name. Ich habe geerbt. Du brauchst die Karte nur dem Portier zu zeigen, alles andere ordne ich. Wie lange wirst du brauchen?"

Tonio machte eine rasche Bewegung mit seiner verkrüppelten Hand.

„Eine Stunde."

„Gut. Jetzt also los!"

„Aber meine Affen?"

„Ich werde deine verflixten Affen mit mir nehmen", sagte Andy und beugte sich zu den Schachteln auf dem Fußsteig.

(Fortsetzung folgt.)

Jagd nach dem Klabautermann.

Skizze von **Werner Zibaso.**

Der Bost vom „Toten Mann" draußen am Freihafen war ein grober Sack. Aber man kam zu ihm, so etwa, wie man zum Seemannsamt geht oder zum Heuerbureau, zwangsläufig, denn kaum einer an dieser grauen Küste verfügte über derartige Verbindungen — sie reichten von der Ostlofoten über den Seemannspfarrer von Genua bis nach Ostasien, und man konnte jede Wette legen, mindestens einen dieser gelbhäutigen Chinks bei ihm anzutreffen, wenn man das dunkle Hinterzimmer betrat.

Daß der Bost auch so etwas wie rücksichtsvoll sein konnte, hätte sich niemand träumen lassen. Wir erfuhren das erst an jenem Tag, als der „Fliegende Holländer" auftauchte — einer taufte ihn auf diesen Namen, weil er einen riesigen schwarzen Schlapphut trug und einen verblichenen Regenmantel, der ihm in abenteuerlichen Falten um die kleine Gestalt hing. Auch die unruhigen, zwischen müden Falten versenkten Augen des Ankömmlings, die Hakennase, die scharf aus einem gelblich weißen Bartgestrüpp heraussprang, und der seltsam zerzauste Kinnbart schienen zu der Bezeichnung zu passen.

Nach wenigen Tagen waren die tollsten Gerüchte über den Alten im Umlauf, obwohl er sich mit keinem Fuß aus dem Hinterzimmer des „Toten Manns" gerührt hatte. Kaperkapitän in der chinesischen See sollte er gewesen sein. Rauschgifthändler im Auftrag eines armenischen Konterminers, Waffenschmuggler und was noch alles . . .

Bis mich eines Tages der Bost ins Hinterzimmer rief und in Gegenwart des seltsam gespannt blickenden Alten — so ganz nebenbei — fragte, ob mir ein Jim O'Hara, rothaarig, so und so tätowiert, sommersprossig, bekannt sei.

Zufällig kannte ich ihn von Marseille her — er steckte zusammen mit einem Levantiner hinter einem Geschäft, das sich nach außen mit alten Kleidern, Seemannsbedarf und allerhand Trödel getarnt hatte. Das mochten jedoch schon zwei oder mehr Jahre her sein. Was in der Zwischenzeit . . .

„Und Pagader? Vasco Pagader, der Schuft mit seiner Viermastbark, der „Fidelio"?" Der Alte war aufgesprungen und griff in höchster Erregung mit den gelblich gekrümmten Händen in die Luft.

Nun — Viermastbarken sind selten geworden, ausgenommen auf der Weizen-Rennstrecke zwischen dem Spencer Golf von Australien und England, die von den Getreide-Sailschiffen zweimal im Jahr gemacht wird. Kann sein, daß Jan Housel von der „Fidelio" gehört hatte, doch der schwamm jetzt mitten im Atlantik und konnte vor anderthalb Monaten unmöglich hier sein.

Der Alte sank wieder zusammen. Leise und auf eine feine Art überzeugend redete der Bost ihm zu, als spreche er zu einem Kranken. Ich konnte mir den Sinn nicht erklären, zumal Sätze fielen, als werde hier ein schlechtes Kinostück gespielt, bei dem die Bilder flimmern und verschwimmen, während zwischendurch dauernd das Filmband reißt und man selber im Dunkeln sitzt, wirr und irgendwie benommen.

. . . säuft nicht ab, so ein Schiff, das den „kleinen Mann" an Bord hat — werden die Lumpen schon erwischen!" sagte der Bost.

„Wohl, doch dann ist es nur mehr ein totes Stück Holz und der „kleine Mann" ausgezogen", verwirrte sich der Alte. „Die beiden Ohrringe müssen her, die Ohrringe der beiden Diebe, und dann ans Holz genagelt . . ."

Nun, es geschehen seltsame Dinge bei der Seefahrt, und es braucht nicht alles Unsinn zu sein, was auf den ersten Blick danach aussieht. In diesem Fall aber schien es sich um baren Aberwitz zu handeln.

Der Bost schwieg sich aus. Ein Monat verging, dann lief noch vor Jan Housels Kahn als erster Weizenrenner die „Tasmania" von Australien ein — eine Viermastbark, wie sie nur je schmal und schlank unter den Kreuzstengen lag. Wäre der Bost nicht gerade an diesem Tag in Geschäften unterwegs gewesen, so hätte er auf den ersten Blick sehen können, daß die „Tasmania" keine andere als die ehemalige „Fidelio" Vasco Pagaders war. Aber vielleicht wäre es auch da schon zu spät gewesen — —

Der Alte hatte das Schiff ohnehin schon vom Fenster seines Logierzimmer aus erkannt. Wie es sich später herausstellte, war er ungesehen die Treppe hinuntergelaufen. An der Küche ergriff er das Erstbeste, was er gerade erwischte, in diesem Fall ein Küchenbeil, das er unter der Pelerine verbarg, und rannte zum Hafen. Vielleicht glaubten sie auf der „Tasmania", ein Makler habe es so eilig — ungehindert ließen sie den Alten passieren und lachten über die stotternde Hast, in der er nach Vasco Pagader fragte, immer wieder nach Pagader. Er wollte nicht glauben, daß es ein Pagader hier schon seit mehr als fünf Jahren nicht mehr gab und der neue Besitzer des Schiffes ganz anders hieße. Und dann ging der Alte in einem Anfall sinnloser Verzweiflung mit dem Küchenbeil auf den Segelmacher los.

Er konnte ihm nur eine kleine Schramme unterhalb des goldenen Ohrringes beibringen, da hatten sie ihn überwältigt. Vornübergebeugt hing er zwischen den Armen der Hafenpolizisten, als er weggeführt wurde, und seine Augen hatten einen Schleier, hinter dem der Blick wie von weither kam. —

Es war nur eine kurze Vernehmung, bei der kaum ein Wort aus dem Alten kam. Nur einmal, als der Bost vom „Toten Mann" die Vorgeschichte dieses Überfalls und dabei von der Viermast „Hedwig" erzählte, die sich der ehemalige Käpten — nun der Angeklagte — von seinem Ersparten hatte auf Kiel legen lassen, schien der „Fliegende Holländer" aus seinem Dahindämmern für Augenblicke zu erwachen: „Steineiche alles!" sagte er leise. „Keine Spante, die ich nicht gesehen habe, und zwischen der dritten und vierten Heckspante . . . der kleine Mann."

„Ist ein alter Seemannsglaube, Herr Richter", sagte der Bost ernst. „Wenn der Käpten eines neu auf Kiel gelegten Schiffes unter einer bestimmten Mondstellung nachts den Uferwald absucht, auf den der Mondschatten des Uhrzeigers in einer bestimmten Winkelstellung zeigt, so kann er die Wurzel finden, in der sich der „kleine Mann" verbirgt. Wer diese Wurzel findet und in sein Schiff einbaut, behält den „kleinen Mann" an Bord, solang dies Stück Holz noch im Schiff ist . . .

Hat daher auch nie die geringste Havarie gegeben, nie ein Wetter, durch das die Bark nicht unter voller Leinwand ritt, weder Skorbut noch Tod.

Bis vor Wallaroo an der südaustralischen Küste der rothaarige O'Hara verschwand und sich in derselben Nacht die „Fidelio" aus dem Hafen stahl. Wenn jemand auf dieser Erde Grund zum Neid hatte, dann war es dieser Schuft

Pagader mit seiner „Fidelio", denen unsere Bark stets die besten Brocken vor der Nase wegschnappte. Weswegen sie nun so schnell verschwunden war, konnte uns nicht kratzen — wir hatten unsere Fracht und zerbrachen uns nicht die Köpfe, bis plötzlich mitten in der Nacht die Ankerkette riß und wenig später im Sturm der Fockmast über Bord ging. Brauchten erst gar nicht nach unten zu gehen, um zu wissen, daß zusammen mit dem Dieb O'Hara und seinem Anstifter Pagader auch unsere Klabautermannwurzel aus der Heckspante heraus verschwunden war . . ."

Der Bost schwieg. Auch der alte Käpten sprach nicht. Alles andere ging ja aus den Akten hervor. Am 13. April desselben Jahres war dann die Viermastbark „Hedwig" auf der Höhe von Ascension gesunken. Gerettet wurden der Kapitän, der Steuermann und sechs Mann. Während der Steuermann späterhin Wirt des Gasthauses „Toter Mann" wurde, verschwand der Kapitän mit unbekanntem Reiseziel.

„Ich fand sie beide nicht — weder den Rothaarigen noch den Schuft Pagader", röchelte der Alte. „Man hätte die Wurzeln mit den Ohrringen der beiden Diebe benageln müssen, dann wäre der „kleine Mann" wiedergekommen, a . . ."

Als man den Käpten in ein Sanatorium schaffte, ließ sich mit der Grobheit des Bostes kaum mehr auskommen. Im Hinterzimmer des „Toten Mann" hängt vom Deckbalken an einer Kette die mächtige, seltsam geformte Wurzel herab, die sich der Bost von dem neuen Käpten der „Tasmania", der ehemaligen „Fidelio", ausbat. Aber den Raum betritt nur noch selten jemand. Wie Jan Housel erzählt, klebt seit nicht langer Zeit ein Fetzen Papier an dem Holz: Ein Zeitungsausschnitt, auf dem kurz zu lesen steht, daß die Viermastbark „Tasmania" in einem Orkan vor Cap Finisterre mitten auseinander gebrochen und sofort gesunken sei.

Vorfrühling über Danzig.

Von **Ludwig Heilbronn**.

Gefunden habe ich immer, daß Danzig, das Danzig r Land unvergleichlich schön ist zu jeder Jahreszeit. Wenn man nur offenen Herzens und rechten Sinnes nach dort kommt und sich so gefangen nehmen läßt durch den unvergänglichen Zauber dieser altehrwürdigen und doch so jugendfrischen Stadt. Zur Sommerszeit, wenn Scharen Fremder die Straßen durchziehen, das Tagesgestirn auf ein buntbewegtes Bild herabscheint. Im Herbst, wenn der Bäume Laub in Gold glüht. Im Winter, wenn schimmernder Schnee Dächer und Türme, Gassen und verschnörkelte Beischläge deckt. Aber mich dünkt, daß unser Danzig am reizvollsten ist, wenn der Frühling sich anschickt, ins Land zu ziehen, frisches Grün anhebt, der Sonne Sieg immer mehr endgültig wird. Die Luft ist von seidigem Glanz erfüllt, wie man ihn wohl nur hier zu erschauen meint. Es ist wie eine hohe Erwartung, die durch Stadt und Land geht, wie ein gläubig Hoffen auf Erfüllung und erhöhte Daseinsfreude.

Danzig im Vorfrühling! In der Frauengasse, der Jopengasse, ein neues Bild. Immer neuartig, trotzdem es sich alljährlich wiederholt. In feierlichem Ernst ragt das gigantische, trutzige Gebilde von St. Marien aus dem Gewirr der Gassen, umbraust vom Frühlingswind, dem beschwingten, herübergetragen von dem fern schimmernden Ostmeer. Der unvergleichliche schlanke Turm des Rathauses bohrt sich, wie erneut verjüngt, in den Himmel. Glockenspiele ertönen; ihre Klänge, stockend und abgerissen, durchzittern die Luft. Im Innern von St. Marien herrscht wie immer ein Halbdämmer, das das Innere dieses einzigartigen Gotteshauses so geheimnisvoll und dabei doch so einheitlich und selbstbewußt macht. Drüben das erschütternde Gebilde des Kruzifixes, hier, hell herausleuchtend aus dunklem Winkel, Memlings „Jüngstes Gericht". Der Fuß geht über unzählige Steinplatten, unter denen Generationen durch die Jahrhunderte schlummern. Die Orgel hebt an mit leisem, wie zaghaftem Rauschen, um dann die Allgewalt ihrer Stimme ertönen zu lassen, die das übermächtige Gewölbe durchzittert und bis in die tiefsten Tiefen der Seele dringt. Johann Sebastian Bach spricht zu uns, der gottesfürchtigste aller Meister der Töne, die je auf dieser grauen Erde gewandelt haben. Die sie mit neuer Hoffnung erfüllten, neuem Glauben an den Sinn des Daseins trotz aller Nöte und Gefahren.

Die Dunkelheit ist allmählich hereingebrochen. Überall leuchten Lichter auf, in den Straßen, in den Gassen, den Ecken und Winkeln, den wohnlichen Behausungen. Frühlingsahnen durchzieht die Luft. Das Erleben in dem Gotteshaus zittert nach und läßt alles in anderem Lichte erscheinen. Alte Zeit vermählt sich zu einem harmonischen Ganzen mit neuer Zeit. Die Zukunft ist es, in die wir gläubigen und hoffenden Herzens blicken. Frühlingssturm hebt an. Fahnen knattern im Winde. Der Marienkirche Tor öffnet sich und in den Abend brausen hinaus die Schlußakkorde aus des Meisters Schöpfung, mit Allgewalt emporhebend aus Niederungen, Alltäglichkeiten, Nöten des Daseins.



Bunte Chronik



Nasenringe verboten!

In Rhodesia ist von der britischen Verwaltung kürzlich ein Gesetz erlassen worden, wonach das Neueinziehen von Nasenringen verboten ist. Diese Maßnahme hat unter den Eingeborenen einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. In Rhodesia gehört nämlich der Nasenring zum schönsten Schmuckstück, und nicht nur jeder Mann, sondern auch jede Frau ist stolz auf diesen Schmuck. Wenn sich die britischen Behörden jetzt zu einer so tiefgreifenden Maßnahme entschlossen haben, so ist der Grund darin zu suchen, daß diese Nasenringe oft genug allerlei gefährliche Erkrankungen nach sich ziehen. Oft wird das Bohren der Nasenring-Löcher nicht sachgemäß vorgenommen, die Folgen sind dann Entzündungen, Eiterungen und Infektionen aller Art, die sehr häufig die operative Entfernung der ganzen Nase notwendig machen und in vielen Fällen sogar schon den Tod nach sich zogen. Die Rhodesier freilich haben ihrer Eitelkeit gern jedes Opfer gebracht. Immerhin will die Behörde jetzt weiteren Todesfällen und schweren Erkrankungen vorbeugen. Es wird zwar gestattet sein, die bisher schon vorhandenen Nasenringe weiter zu tragen, doch das Neueinziehen von Ringen ist gesetzlich verboten.



Rätsel-Ecke



Auflösung der Rätsel aus Nr. 103.

Buchstaben-Rätsel:

H A u t
P i n s e l
R u h r
K a i r o
A d L e r
S c h W e i n
E s a u
S c h a c h T
T r e u e
H E i n z
T e e R
= **Aprilwetter.**

*

Rätsel: Luft.

*

„Zwei Heilmittel": Salbe — Salbei.

*

Rätsel: Das Ei.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.